



Die Kunst zu sterben

Eine Frau hat sich für Alain Platel beim Abschied in den Tod filmen lassen. Dieses Video macht der Choreograf in Berlin mit Tänzern und Musikern zu einem intimen Spektakel

VON DORION WEICKMANN

Es ist ein verstörendes Bild, als sich im Haus der Berliner Festspiele der Vorhang hebt. Dahinter liegt eine Art Nachbau des Holocaust-Mahnmals am Brandenburger Tor, eine nach hinten ansteigende Landschaft schwarzer Stelen. Schnurgerade sind die Gassen dazwischen, rund die Kiesel auf einigen Grabplatten. Was hat Peter Eisenmans Gedenkarchitektur mit Alain Platels „Requiem pour L.“ zu schaffen? Die Frage lässt sich auch nach der Uraufführung kaum beantworten. Sicher ist nur, dass niemand das Theater emotionslos verlassen hat. Dafür ist dieser Abend zu laut, zu leise, zu grell und zu fahl zugleich.

Zum vierten Mal arbeitet der belgische Choreograf und Regisseur Alain Platel mit dem Komponisten Fabrizio Cassol zusammen. Sie fusionieren Künste. „Requiem pour L.“ ist der Versuch, Wolfgang Amadeus Mozarts unvollendete, von fremder Hand ergänzte Komposition mit der Weltmusik der Gegenwart zu kreuzen. Vierzehn Sänger und Musiker werfen sich in die Klangwellen, die der moribunde Mozart 1791 mit letzter Kraft entfesselt hat. Obwohl Cassols Reformatierung der Originalpartitur folgt und ihrer Metrik gehorcht, gelingt der Inszenierung eine machtvolle Überschreibung.

Statt eines Orchesters spielen Schlagwerk, Akkordeon- und E-Gitarren auf, statt eines Chors singen eine Handvoll dunkelhäutiger Stimm- und Schrittvirtuosinnen – Männer, die in Anzügen und Gummistiefeln über den Friedhof wirbeln und dabei Mozarts innige Totenklage ins Heute verlängern. Ihre eigenen Wurzeln sind es, mit denen Fabrizio Cassol die klassischen

Melodiebögen überwuchert: Elemente aus Jazz und Pop, urbanen und tribalen Milieus, Ethno- und Techno-Klänge werden neben- und aufeinander geschichtet, Teile des lateinischen Textes durch Passagen aus den Herkunftssprachen der Darsteller ersetzt. Das „Kyrie“ verwandelt sich in eine Art Rap, das „Dies irae“ erinnert an karibische Sturmlieder, das „Lacrimosa“ an Chansonballaden. Drei Vokallisten führen das Multikulti-Ensemble an, dem nur eine einzige Frau angehört: Nobulumko Mngwekeza, eine in jeder Hinsicht unwerfende Erscheinung.

Doch da ist noch eine zweite Frau im Raum. Eine Frau, die nicht mehr lebt. Ihr Name beginnt mit „L.“, mehr erfährt das Publikum nicht von ihr. Sie erscheint auf einer Leinwand hinter dem Stelenfeld, in schwarz-weißer Projektion. Die Kamera zeigt, von der Taille aufwärts, eine sichtlich erschöpfte Frau von vielleicht fünf- undsechzig Jahren. Helle, kinnlange Löcherchen rahmen ihr Gesicht, dunkle Lidstriche die Augen. Das Kissen, auf das der

Nach dem „Lacrimosa“ des Mozart-Requiem sinkt der Kiefer herab

Kopf gebettet ist, zieren Rosenranken. Daneben liegen Taschentücher und ein Teddybär. Die Frau wirkt abwesend. Sie scheint einem noch unscharfen Ziel entgegenzudämmern. Ab und an hebt sie schwerfällig die Lider und ein Wort, ein Halbsatz oder der Hauch eines Lächelns dringt über ihre Lippen. Irgendwann fährt ein Finger dazwischen, der Mund saugt sich daran fest, um die Qual der Austrocknung zu lindern. „L.“ stirbt, und die Zuschauer sehen ihr beim Sterben zu. Die

Nächsten haben sich um sie versammelt, streicheln ihren Arm, halten ihre Hand. Bis sie zuletzt, zwischen „Lacrimosa“ und „Sanctus“, loslässt, fortgleitet, den unbekannteren Ausgang nimmt. Der Kiefer sinkt herab, entlässt Atem, Seufzen, Seele.

Die Kompanie verhilft dem letzten Atemzug zur Freiheit – sie steht Spalier

Es gibt kein Ausweichen, kein Entrinnen vor der Intimität und Intensität dieses Films, der das Publikum ans Sterbebett einer wildfremden Frau holt. Wie hypnotisiert teilt es die ein, zwei Stunden, in denen L. sich von der Welt verabschiedet. Und die Welt von ihr. Aber die Tote hat ein Vermächtnis hinterlassen, das sie Alain Platel anvertraut. Seine Arbeiten schätzte sie, seiner Brüsseler Kompanie „Les ballets C de la B“ fühlte sie sich verbunden. Selbst keine Künstlerin, ist sie posthum Teil eines Kunstwerks geworden, so wie sie es mit Platel verabredet hat. Die Idee, unter den wie auch immer verfremdeten Klängen des Mozart-Requiem einzuatmen, mag ihr gefallen haben.

Für Platel wiederum ist das Sterben ein Gefährte, der vielfach Teil seines Schaffens wurde. Seit seinen Anfängen in den 1980ern hat der Choreograf nicht nur das Repertoire von Bach bis Mahler durchgemessen, sondern sich – etwa in „vspr“ (2006) oder „pltié“ – mit der Vergänglichkeit allein Seins auseinandergesetzt. Dabei docken seine Choreografen an das an, was Tänzer, Schauspieler und Musiker mitbringen, und er verknüpft es zu ebenso affektgeladenen wie effektvollen Szenen. Davon zeugt auch das „Requiem“-Kollektiv, das auf der Bühne immer wieder Kon-

takt zu der Sterbenden sucht. Sie wiederum scheint seine Darbietung von der Leinwand aus zu beobachten, ihm zuzublinzeln, ein Lächeln zu schenken. Die stimmungsgewaltige Schar begleitet einerseits das Erlöschen, andererseits ermuntert sie L., den Schritt ins Offene zu tun – ein vielköpfiger Agent des Jenseits im Diesseits.

Gewiss verrückt Platel bisweilen ein Augenblick, etwa beim „Lacrimosa“, verpackt als Show-Nummer eines Einzelnen, der sich vor der Todgeweihten plustert und bläht. Großartig dagegen, wie die Truppe dem letzten Atemzug zur Freiheit verhilft, indem sie links und rechts der Bühne Spalier steht. Ein Sinnbild der Gewissheit: Am Ende kann, will und wird nichts den Geist am Ausatmen aus dem gepflanzten Leib hindern.

Erst jetzt, nachdem alles Organische erloschen ist, wagen die Nächsten, den Körper zu hebkoben. Auf der Leinwand lassen sie dem Schmerz freien Lauf – und der Erleichterung darüber, dass es vollbracht ist. Zu sehen sind nur ihre Hände, Haare und Rücken, die sich über den Leichnam beugen. Aber das reicht, um zu wissen, wie es ist, wenn der Tod das Leben verschattet, und das Leben dennoch weitergeht. Der Verlust und das Gebot, nicht zu vergessen, markieren womöglich die Verbindung zwischen „Requiem pour L.“ und Peter Eisenmans Berliner Schoah-Monument. Cassol und Platel setzen das Bühnenspektakel fortissimo fort, mit Brust-, Bauch- und Schenkelklopfen: geerdet, ganz und gar – so ist der Alltag. Es braucht nicht viel Fantasie, um dieser Produktion eines vorherzusagen: ein langes Leben.

Am 28. und 29. Januar gastiert „Requiem pour L.“ im Münchner Residenztheater.

Süddeutsche Zeitung. 20.01.2018